

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Meine kleine Insel  
**Autor:** Gimmi, Vre  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-670838>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Meine kleine Insel

von Vre Gimmi

Die Kanalinsel Jersey ist eines der letzten Ueberbleibsel der ehemaligen englischen «Eroberungen» in Frankreich, und ich möchte sie fast als ein ewiges Hochzeitslager der strengen englischen Sitten mit französischer Leichtigkeit bezeichnen. Fährt man mit dem Schiff nur daran vorbei, liegt sie da wie einträumender Gedanke; legt man jedoch dort an, wird man sofort von dem pulsierenden Leben mitgerissen, und ein wahrhaft internationales Sprachengewirr umklingt das Ohr — unter anderem natürlich auch das «Jersey-French», welches nur die eingeborenen Insulaner verstehen.

In St-Hélier, dem Hauptstädtchen, trifft man ebenso viele wohlgenährte Franzosen als «Fremdarbeiter», wie magere Engländerinnen, die hier ihre Ferien verbringen. Denn das fast tropische Klima der Insel zieht die regenmüden Engländer ebenso magisch an, wie die erstaunliche Billigkeit der hier von den hohen englischen Steuern befreiten Zigaretten und Spirituosen.

Es war der erstere Grund gewesen, der mich junge Schweizerin nach einem längeren Londoner-Stage dorthin gelockt hatte. Aber es gefiel mir dort so gut, dass ich beschloss, wenn immer möglich den ganzen Sommer über zu bleiben. Die englische Arbeitserlaubnis hatte ich ja — und redlich verdient; und nachdem ich mein mitgebrachtes Geld verbraucht hatte, was durchaus nicht schwierig war, begann ich nach einem neuen Arbeitsplatz in Jersey zu suchen, was um so schwieriger war, als ich noch immer zwei volle Monate vor Beginn der eigentlichen Saison eingetroffen war, und alle Hotels waren noch fest verrammelt und verschlossen.

Schon wollte ich mein Beginnen als hoffnungslos aufgeben, da brachte mich ein glücklicher Zufall in ein grösseres Gasthaus, das renoviert wurde, und einer der Arbeiter führte mich auf meine vorgestammelte Bitte hin durch ein üble Unordnung von Kübeln, Gips, Brettern, abgerissenem Tapetenpapier zu einem «boss», beziehungsweise «patron». Dieser brummte die englischen Begrüssungsfloskeln mit einem so deutlichen französischen Akzent hervor, dass es seiner Aufforderung, zunächst einmal Platz zu nehmen, eine seiner zerkrümmelten Gauloises zu rauen und ein Glas roten Landwein zu trinken, eigentlich gar nicht mehr bedurft hätte, um zu merken, dass er ein waschechter Franzose war. So waschecht sogar, dass er es, wie ich später herausfand, für ganz und gar unnötig hielt, allzu oft die Probe aufs Exempel ankommen zu lassen.

Nachdem ich dem höchst gemütlichen Dickerchen meinen Wunsch, in Jersey eine

Stelle als Servier Tochter zu finden, vorgebragen hatte, musterte er mich von oben bis unten, um dann den Vorschlag zu machen, ob ich beim Anstreichen seines Gasthofes zunächst zwei Monate lang mit Hand anlegen würde. Und als ich natürlich bejahte, betrachtete er mich nochmals von unten nach oben, knurrte: «Alors well, c'est allright!» . . . und so war wenigstens für ein Dach und Nahrung für mich gesorgt.

Die Arbeiter allerdings gaben sich nicht die geringste Mühe, zunächst ein verächtliches Grinsen zu unterdrücken, als die «Swiss Demoiselle» in ein vom Patron geliehenes und um ebensoviel zu weites, blaues Ueberkleid kletterte. Dann kletterte ich weiter eine so hohe Leiter hinauf, dass ich oben dauernd vor mich hinpiff und trällerte, um nicht daran zu denken, in was für einer schwindelnden Höhe ich schwebte. Offenbar fand man dies als ein Anzeichen besonderen Mutes, und offenbar fand man auch, dass Malen und Anstreichen im Takt einer Melodie reizvoller sei — kurz und gut, schon beim ersten gemeinsamen Mittagessen waren die Blicke meiner «Kollegen» in gleichem Masse weniger abschätzig, wie ihre Stimmen heiserer vom wackeren Mitsingen und Mipfeifen her. Man hätte in der nächsten Zeit wohl eher glauben können, hier werde eine Volière renoviert als ein würdiger Gasthof!

Die zwei Monate schienen in der Folge ebenfalls Flügel zu bekommen, sie waren so schnell herum, dass wir alle ganz erstaunte Gesichter machten, als die ersten Gäste plötzlich vor der Türe standen und es für mich hieß, die Malerüberkleider mit der Servierschürze zu vertauschen.

Los ging die strenge, fröhliche Saison inmitten von Schotten, Irländern und Engländern. Die Mehrheit meiner Gäste waren Schotten, trugen selten einen Kilt und waren überhaupt nie geizig. Nur einmal versteckte einer, der wirklich ein armer Teufel war, abends eine Flasche Bier in der Tasche, um sie aufs Zimmer zu nehmen, und zwar so tolpatzig, dass ich mich nicht enthalten konnte, ihm beim Hinausgehen auf die Schulter zu klopfen und zu ihm zu sagen: «Wenn Sie schon das Bier nicht bezahlen wollen, dann bringen Sie mir wenigstens die leere Flasche wieder zurück!» — «Natürlich, natürlich», stotterte er hochrot vor Verlegenheit. «Natürlich . . ., wieviel kriege ich von Ihnen als Flaschenpfand zurück?»

Meine freien Tage benutzte ich weiterhin eifrig, um mich auf der glücklichen Insel umzusehen. Besonders angetan hatte es mir als Ziel meiner Spaziergänge die Nordseite der Insel, vor allem als kleines Menschen-

kind zuzuschauen, wie ein losbrechender Sturm das Wasser immer wilder zum Tanz aufforderte und ihm gleich einem stürmischen Freier seiner zunächst zurückhaltenden Braut einen Hochzeitsschleier aus wunderlich weissen Wolkenfetzen übergab. Wirklich, dieses Schauspiel war dazu geschaffen, dass ich mich unendlich klein und unendlich unbedeutend fühlte, wenn ich von einem Felsvorsprung aus dem Werben, dann dem Ringen und Toben und endlich dem Wieder-Friedens-Schluss der beiden Elemente zuschauen durfte. Und war das Wasser wieder still geworden und hatte sich der Wind gelegt, dann sah ich ganz in der Ferne die Küste Frankreichs und vernahm mit der Zeit immer stärker das Locken und Werben des mir vertrauten Kontinents, wohin ich die Erinnerung an meine «kleine glückliche Insel» als eine der schönsten und farbenprächtigsten mitnahm.

## Zoccoli

von Johannes Böllin

Wir hatten unser Zelt am Langensee aufgestellt, mitten im Ufergebüsch und ganz nahe dem Wasser, so dass man abends, wenn der Wind die Wellen ritt, die Brandung leise über den Sand rollen hören konnte. Der Himmel war blau, das nächste Dorf weit. Zwei junge Burschen hatten sich entschlossen, ihre langen Sommerferien frei und ungebunden zu geniessen, wie man die Tage nur verstreichen lassen kann, wenn man neunzehn Jahre alt ist und meint, alle Zeit der Welt für sich zu haben.

Selten nur kam ein verirrter Spaziergänger an der leichten, einsamen Behausung vorbei und tat einen flüchtigen Blick in unseren Kochtopf überm offenen Feuer. Meist blieben wir völlig ungeschoren und konnten tun und lassen was uns gefiel. Peter, mein intimer Schulfreund und Gefährte zahlloser dummer Streiche, lag meist dem Fischfang ob, ohne dass allerdings die geschwinden Silberschwänzlein durch seine Künste besonders gefährdet gewesen wären. Ich für mei-

nen Teil zog das Baden und im heissen Sande liegen vor, die Arme unter dem Kopf verschränkt und vor mich hindösend, wenn ich nicht — widerwillig genug! — zum Lateinbuch griff, um mich auf die baldige Matura vorzubereiten. In diesem Fach mangelten mir die Kenntnisse besonders, und ich hatte meinem Vater nach dem letzten Zeugnis feierlich in die Hand versprechen müssen, so lange über der Syntax der alten Römer zu brüten, bis ich das Partizip *praesentis* gültig vom *Supinum* zu unterscheiden wüsste.

So verstrich also ein herrlicher Ferientag nach dem andern, und nichts deutete darauf hin, dass sich noch etwas Besonderes ereignen würde. Peters Fischfang gedieh leidlich, und meine lateinische Syntax gab ein Geheimnis ums andere preis, bis an einem glühheissen Nachmittag die Stimme meines Gefährten zu mir in den Schatten des Zeltes drang: «Komm doch einmal heraus, oder Schanzpfosten, und schau dir an, was ich gefunden habe!»

«Mm», machte ich uninteressiert; denn ich war eben dabei, das *Futurum* des *Zeitwortes* «ire» halblaut vor mich hinzusprechen, ein Wagnis, das mir nur unter häufigem heimlichen Nachblättern in meinem Grammatikbuch gelang. «Was wirst du schon gefunden haben, Peter? Deine winzigen Fischlein habe ich allmählich über . . .». Aber, nein doch!», gab mein Freund gekränkt zurück. «Da ist im Schilf ein leeres Boot angetrieben. Komm, wir wollen es hereinholen.»

Die lateinische Grammatik flog also in die entfernteste Ecke unseres Zeltes, und ich eilte zum Strand, um Peters Fund genauer in Augenschein zu nehmen. Eben schwamm mein Gefährte mit dem Boot heran und setzte es kräftig auf den Ufersand. «Siehst du», prustete er dabei, «das kann ja eine nette Ueberraschung geben!»

Das Schiff war ein blauer Einruderer mit rotem Bug, und ich las darauf in unbeholfenen Lettern den poetischen Namen «Nymphe», ein bisschen verblichen von Sonne und Wasser freilich, aber doch noch deutlich sichtbar.

«Es hat Zoccoli darin», rief ich dann nach einem weiteren Blick Peter zu, «und sieh nur: Kleider! Mädchenkleider, Bluse und Rock . . ., jemand muss mit dem Boot baden gegangen sein. Hast du niemanden bemerkt?»

Peter schüttelte sich das Wasser aus den Haaren und setzte sich auf den Rand des Schiffleins. «Nein, da ist weit und breit niemand geschwommen», sagte er nachdenklich. «Ich hätte ihn von meinem Standplatz